



Volkan Açar
Postprolet

Rezept gegen Fatalismus? Österreich!

Es sei einfacher, sich das Ende der Welt vorzustellen als das Ende des Kapitalismus, lautet ein berühmtes Zitat. Ein Texteschreiber kramt es immer dann heraus, wenn er die allgemeine Aussichtslosigkeit der gesellschaftlichen Entwicklung besonders fatalistisch benennen möchte. Es ist ein griffiger Satz, der die Hoffnungslosigkeit angemessen auf den Punkt bringt, die Menschen empfinden, die lieber in einer Gesellschaft leben würden, in der das Ziel der Befriedigung menschlicher Bedürfnisse und nicht die Maximierung ökonomischen Profits das menschliche Tun antreibt.

Solche Leute werden heutzutage von Linksliberalen bis Rechtskonservativen gar nicht mehr als politische Konkurrenten wahrgenommen. Sie kassieren höchstens ein mitleidiges Schmunzeln, wenn sie es wagen, die Systemfrage auch nur anzudeuten. Überhaupt dieses K-Wort (siehe Zitat oben) in den Mund zu nehmen, mutet heute nur noch erstsemestrignav an.

Zwar begeht die Menschheit gerade angesichts der mit jenem K-Wort in Verbindung stehenden Klimakatastrophe (ein anderes schwieriges K-Wort) kollektiv Suizid. Trotzdem spricht vieles dafür, dass die ehemalige britische Premierministerin Margaret Thatcher mit ihrem Ausspruch auch vier Jahrzehnte später recht behält: „There is no alternative!“ Wer früher Revolutionär war, ist heute deshalb Fatalist. In Zeiten, in denen auch popkulturell viel über Resignation und Depression produziert wird, ist dieser linke Fatalismus längst zur Pose geronnen. Aber man muss sich diese Pose leisten können. Die Möglichkeit, sich in Hoffnungslosigkeit zu wälzen und sich dabei wenigstens ein bisschen cool zu fühlen, ist schon rein materiell ungleich verteilt. Außerdem ist ja auch noch nicht alles verloren. Das kann aktuell bei unseren Nachbarn in Österreich beobachtet werden, wo gerade ein anderes tabuisiertes K-Wort viele erregt.

Bereits im Herbst 2021 wurde die KPÖ (Kommunistische Partei Österreichs) stärkste Kraft bei der Gemeinderatswahl in der zweitgrößten österreichischen Stadt Graz und stellt dort heute die Bürgermeisterin. Am Wochenende hat die KPÖ bei der Landtagswahl in Salzburg gezeigt, dass sie mehr als ein *one-election wonder* ist: In der Landeshauptstadt Salzburg selbst erreichte die Liste KPÖ Plus 21,5 Prozent und wurde nach der konservativen ÖVP zweitstärkste Kraft, im gesamten Bundesland wuchs der Stimmenanteil von 0,4 Prozent im Jahr 2018 auf nun 11,7 Prozent an. Politiker:innen dieser Partei stecken viel Zeit in soziale Basisarbeit, verzichten auf einen Teil ihrer Gehälter und geben diesen an Bedürftige weiter. Dass sich Politik im Interesse solcher Menschen auszahlt, ist nicht nur in Österreich bemerkenswert, wo Politiker wie Sebastian Kurz ja lange genug erfolgreiche Ego-Shows durchziehen konnten.

Wen gegenwärtig Vorstellungsprobleme plagen (siehe K-Wort-Zitat oben), die oder der kann sich also gern davon inspirieren lassen.

Die Organisatoren Falko Jentsch (links) und Michell Wenzel vor dem Pride Hub
Foto: Henning Kober



Es geht um weniger Angst

In mehr und in kleineren Städten findet in diesem Jahr ein Christopher Street Day statt. Weil sich etwas geändert hat oder weil sich viel mehr ändern muss? Morgen beginnt die Saison in Schönebeck in Sachsen-Anhalt. Ein Besuch vorab

Aus Magdeburg und Schönebeck **Henning Kober**

Es geht um Angst. Bei sich selbst und noch mehr bei den anderen. An der Schule ist Michell Wenzel der Erste, der sich als schwul outet. „Für meine Freunde war es kein Problem, für andere schon.“

Schönebeck ist eine Kleinstadt an der Elbe, 20 Minuten südlich von Magdeburg, etwas über 30.000 Einwohner, seit der Wende sind es ein Drittel weniger geworden. Der 22-jährige Rettungssanitäter Wenzel hat seiner Heimatstadt ein Geschenk gemacht und einen eigenen Christopher Street Day organisiert. Dieses Jahr ist es der erste von gut 120, die bis zum Herbst im ganzen Land stattfinden. Am 29. April ist es so weit, zum dritten Mal. Ab zwölf Uhr mittags beginnt das Fest auf dem Salzblumenplatz, wo früher einmal Salz auf die Elbe verladen wurde. Eine Stunde später formiert sich der Demonstrationstrupp, vorneweg ein Cabrio mit Dragqueens, die Schwestern der Perpetuellen Indulgenz, weiter hinten die Freiwillige Feuerwehr aus dem Ort, dazwischen bis zu 1.000 Lesben, Schwule, Transsexuelle, queere Freunde aus Schönebeck, aus Sachsen-Anhalt und von weiter her.

Noch aber sitzen wir in Magdeburg in einem ehemaligen Ladenlokal in der Hermann-Beims-Siedlung, einer denkmalgeschützten Wohnanlage aus der Zeit der Neuen Sachlichkeit, 10 Minuten östlich vom Hauptbahnhof. Pride Hub nennen sie den Raum. „Es war an der Zeit“, sagt Falko Jentsch (38), ehrenamtlicher Vorstand des Vereins CSD Magdeburg e. V., und

meint das, was auf den vor uns auf dem Tisch liegenden Flyern steht: die Streckung in den ländlichen Raum.

Abgebildet ist eine an einen Ninja-Stern erinnernde Silhouette von Sachsen-Anhalt in den Farben des Regenbogens, darunter stehen die Termine. Nach Schönebeck findet in diesem Jahr auch in Dessau am 20. Mai ein Christopher Street Day statt, dann am 3. Juni zum zweiten Mal in Salzwedel, am 24. Juni zum ersten Mal in Wernigerode im

triert, ein Teil schaut, alle tanzen, es wird geknutsch und auch gevögelt. Man muss Lärm ertragen können, manchen Betrunknen und eine fast endlos scheinende Reihe schwerer Sponsoren-Trucks, deren Auftritte an die Spätphase der Love Parade erinnern. Die Masse ist aber auch ein warmer Mantel, wer da ist, ist einverstanden, und das sind viele. Anders in der Kleinstadt. Wer hier dabei ist, outet sich vor seinen Nachbarn, und das ist noch immer nicht leicht. Weil Sexualität nach wie vor ein Tabu ist? „Es sind bisher zum Großteil schon selbst Betroffene, die kommen“, sagt Wenzel, „einfach so vorbeischaun, da sind die meisten noch zurückhaltend.“ Erst zum dritten Mal, die Dinge müssen sich entwickeln. In Magdeburg hatte der CSD einst in einem Hinterhof begonnen.

Neu dabei als Städte mit CSD sind in diesem Jahr unter anderem auch Warendorf (20. Mai), Rosenheim (3. Juni), Reutlingen (10. Juni) und Eisenach (16. September). Schönebeck steht dabei für einen Trend zu mehr kleinen Städten. Auch in Limburg, in Zittau, in Eschborn, in Schwäbisch Hall, in Torgau, in Schwandorf, in Wittenberge, in Olpe, in Stollberg, in Rendsburg kommt die heterosexuelle Mehrheit der Bevölkerung schwieriger umhin, sich mit der Realität auseinanderzusetzen. „In vielen dieser Städten ist der CSD eine der größten Veranstaltungen, Ordnungsamt, Polizei, Feuerwehr müssen sich auf einmal mit diesem Thema beschäftigen“, sagt Jentsch. Wandel durch Annäherung.

Gleichwertige Lebensverhältnisse in Stadt und Land, das klang lange nach einer Schall-

platte aus dem Wahlkampf der CSU. Aber nicht mehr seit der Pandemie. Städter drängen aufs Land. Und kein guter Bürgermeister sollte es sich mehr leisten, seine homosexuellen Bürger nicht mitzudenken. Allein schon, weil die rechtliche Gleichstellung weitgehend erfolgt ist: Es darf geheiratet werden, und das nicht mehr auf der KFZ-Zulassungsstelle. Und doch ist schwuler Stolz in der Provinz noch immer Pionierarbeit. Für jedes Plakat, das im ersten Jahr an Schönebecker Straßenlaternen aufgehängt wurde, nahm die Stadt eine ordentliche Gebühr, nur dauerte es nicht lange, bis die meisten wieder heruntergerissen waren. Aber Idioten werden die Entwicklung nicht mehr aufhalten. In Münsingen auf der Schwäbischen Alb flattert der Regenbogen, weil Rewe ihn vor seinem Geschäft aufgezogen hat. In Neubrandenburg weht die Regenbogenfahne am Mast vor dem Bahnhof, in Schönebeck vor dem Baumarkt Toom. Morgen wird sie für den Tag auch vor dem Rathaus gehisst. Dass Bürgermeister Bert Knoblauch (CDU) auf dem CSD in seiner Stadt vorbeischaun könnte, scheint noch schwer vorstellbar, aber vielleicht gelingt ihm ja eine Überraschung?

Im Auto auf dem Weg nach Schönebeck erzählt Michell Wenzel noch einmal von seiner Schulzeit. Homophobe Sprüche der Mitschüler waren sein Alltag. „Ich stand da fast jeden Tag auf der Liste.“ Eigentlich ab der fünften Klasse. „Man hatte es auch gesehen, dass ich anders war“, sagt er, und verstecken wollte er sich nicht, er ging lieber auf den CSD in Magdeburg.

Noch immer geht es um Angst. Anders zu sein ist nicht leicht in einem Land, in dem die Geschichte der Gewalt so allgegenwärtig ist. In Schönebeck hat die Synagoge nicht mal gebrannt. In der Republikstraße steht noch heute das Gebäude mit der maurischen Fassade, ein kleinerer Nachbau der Großen Synagoge in Berlin. Sie wurde in der Pogromnacht gestürmt und entweiht, später enteignet, und das Gebäude wurde zum Materiallager für das Flugzeugwerk von Junkers. Ein Menschenlager gab es auch, das KZ Julius.

Juden, Schwule, Lesben, Sinti und Roma, alle vermeintlich anderen, die doch immer schon Teil dieses Landes waren, wurden verfolgt und ermordet. Schönebeck ist eine ganz normale deutsche Stadt, die im Krieg nicht mal bombardiert wurde. Den Kurpark vom Stadtteil Bad Salszleben hätte sich Thomas Mann nicht schöner ausdenken können. Allerdings wurden hier bereits in der Frühen Neuzeit auffällig viele Frauen als Hexen verurteilt und hingerichtet.

Die Geschichte der Gewalt ist lang. Michell Wenzel mag seine Heimat dennoch. Eigentlich wollte er schon mal nach Berlin ziehen, aber dann kam die Pandemie, und er blieb. Morgen wird er ab 8 Uhr früh auf dem Salzblumenplatz sein und aufbauen. Und am Sonntag auch wieder abbauen. Besenrein, so erbittet es sich das Ordnungsamt.

Jetzt bricht ein bisschen die Sonne durch die grauen Wolken und beleuchtet die wilden Strömungen in der breit geschwellenen Elbe, von der Seite kommt ein frischer Wind. Es wäre doch schön, nur in den Städten zu leben. Die Geschichte der Gewalt wird immer Teil dieses Landes sein, fortsetzen aber muss sie sich nicht.

Was ins Bewusstsein steigt, muss nicht als Schicksal wiederkehren. Es geht um weniger Angst.

taz mixtape

Über Popmusik in der taz zu lesen, ist das eine. Wie sich das anhört, was die Autoren da beschreiben, das andere. Deswegen gibt es das Beste aus der Musikberichterstattung der taz Kulturredaktion jeden Freitag in einer Radio-Version: taz Mixtape von und mit Klaus Walter.

